

SOLO VERBO VII

Von Macht und Wissen (Oder: Eine Therapiestunde über die Angst)

Der Spiegel-Journalist Jürgen Leinemann schrieb einmal: „... alles ist Recherche, selbst die eigene Befindlichkeit.“ Ein Reporter, der sich einem großen Thema annähert, er tut gut daran, nicht nur auf die äußeren Geschehnisse zu achten. Gewiss muss er Quellen studieren und Interviews führen und sichtbare Zeichen erkennen. Aber auch all die kleinen Dinge dazwischen spielen eine Rolle. Die Musik, die das Radio gerade sendet. Und ganz besonders, was der Reporter selbst empfindet in den Tagen der Erkundung. Er muss später nicht schreiben, ob ihm warm ums Herz war, oder ob ihm der Bauch grummelte. Doch er sollte darum wissen, dies bedenken, denn diese inneren Momente sind entscheidend für Erkenntnis und Bewertung.

Von Macht und Wissen. Ich habe mich gefragt, warum der Angang zwischen Überschrift und Rede für mich diesmal ungleich schwerer war als bei allen Themenstellungen dieser Reihe zuvor. Warum die Lust an Begriffen und deren Klärung, warum die Sammlung von Einfällen und Beispielen zur kritischen Erörterung theologischer Verhältnisse diesmal so enorm getrübt wurde durch unwohle Gefühle. Irgendetwas mit Angst. Und dabei stärker als die vertrauten Befürchtungen, die in solchen Situationen üblich sind, wenn man den öffentlichen Auftritt zu einem großen Thema wagt und sich der Möglichkeit des Versagens bewusst wird.

Angst und Unlust, Widerwille. Alle anfänglichen Unternehmungen, dem Themenfeld eine leichte und eingängige Erzählstruktur zu verpassen, scheiterten. So kam mir einen erster Verdacht: Nicht ich habe hier ein Thema. Sondern das Thema hat mich. Und dann ein zweiter: Wenn Macht und Wissen theologisch erörtert werden sollen, könnte *Angst* ein großes Subthema, vielleicht sogar das eigentliche Thema sein.

Und so will ich mich nun nicht länger mit dem aufhalten, was man in der Predigtlehre die „homiletische Krankmeldung“ nennt, sondern beginnen, ein wenig zur Gesundung beizutragen. Wenn Macht und Wissen als Themen der Religion mindestens im Verdacht auf die Frage nach der Angst verweisen, dann sollte man vielleicht versuchen, der Religion und ihrem heutigen Repräsentanten eine Therapiestunde angedeihen zu lassen. Denn anamnestisch sind hier Störungen einigermaßen angezeigt, im Bereich der Codes F40/41 für Beschwerden rund um Angst und Panik gemäß der Internationalen Krankheiten-Klassifikation ICD-10. Die Heilungschancen stehen gut, aber die Risiken sind nicht zu unterschätzen. Denn immerhin müsste ich als therapeutisches Exemplum ganz schön offen und persönlich werden. Reichlich auspacken von meinen Befindlichkeiten. Und die sind teils beruflicher, teils aber auch privater Natur. Aber wenn's der Wahrheitsfindung dient?

Begeben wir uns also in eine einschlägige Praxis, irgendwo in einem Privathaus vor den Toren unserer Stadt, am besten mit etwas Abstand zu den großen und mächtigen Kirchen. Tun wir so, als ließen sich monatelange Wartezeit und ein kassenrelevantes Gutachterverfahren einfach überspringen. Uns empfängt ein in angenehmen Farben gestalteter Raum. Durch ein großes Fenster strahlt Frühlingslicht herein. Ein frischer Tulpenstrauß auf einem Beistelltischchen. Und in einem gemütlichen Sessel, dem meinen gegenüber, sitzt eine Frau mittleren Alters, elegante Erscheinung, ein Schreibblock auf dem Schoß, und schaut mich freundlich an.

„Was führt Sie zu mir?“ – „Ich habe Angst. Angst vor einem allmächtigen und allwissenden Gott.“ – „Und wie fühlt sie sich an, diese Angst?“ Ich merke, wie ich unruhig werde. „Ich fühle mich hilflos, ausgeliefert. Habe Angst, durchschaut zu werden, überwacht, vielleicht bestraft. Angst, nicht zu genügen.“ Die Therapeutin macht sich eine Notiz und fragt: „Ist diese Angst vor Gott die einzige? Oder gibt es noch mehr, wovor Sie sich fürchten?“ Ich seufze. „Ich habe Angst, seit ich denken kann. Nicht nur manchmal, nicht nur ein bisschen.“

Angst vor dem Tod und Angst vor dem Leben. Angst vor Liebesentzug und Schmerz. Angst vor der Dunkelheit und – auch wenn Sie's mir kaum glauben werden – Angst vor Menschenansammlungen. Am meisten Angst jedoch vor allem, was über mir agiert oder was ich als über mir agierend phantasie. Ich kann in einem Mehrfamilienhaus nicht im Erdgeschoss wohnen.“ - „*Oben und unten*“, wirft die Psychologin ein, „das ist mehr als nur eine topographische Differenzierung. *Oben und unten* ist die grundsätzliche Bestimmung der Verhältnisse von Macht.“

Ich bin noch ganz beeindruckt von der Klarheit ihrer Worte, da spricht sie mich auch schon auf frühe Lebenserfahrungen an. Ich sage ihr, dass ich mich als Kind oft ganz klein und machtlos gefühlt habe, und dass es da auch Momente von Gewalt gab, die mich total überforderten. Dass ich mich versteckte und zu einem Häufchen verkrümmte, es mit Tot-Stellen versuchte, was aber alles nichts half. Die Therapeutin nickt mitfühlend und erklärt mir das Prinzip so genannter maladaptiver Schemata. Als Kind lernt man in traumatischen Erfahrungen einen besonderen Umgang mit schwierigen Konstellationen, und als Erwachsener folgt man dann in allen möglichen Situationen immer noch dem Kindheitsmuster, oft zum eigenen Schaden. Ob ich solche Muster heute bei mir kenne, möchte die kluge Frau wissen. „Oh ja, sage ich. „Zum Beispiel in meiner panischen Angst vor Ärzten und Untersuchungen. Vor Ärzten, die an der Untersuchungsliege stehen und auf mich hinabblicken, die mich durchschauen und durchleuchten mit ihren diagnostischen Methoden, die mir mit spitzen und scharfen Gegenständen Schmerzen zufügen.“ – „Götter in Weiß“, sagt sie mit einem Schmunzeln, „allmächtig und allwissend. So lernen, so internalisieren wir unsere Bilder von der Welt – auch unsere Bilder von Gott“.

„Was halten *Sie* denn von Gott und seiner Allmacht?“, möchte ich nun wissen. „Ach“, sagt sie, „was Gott betrifft, bin ich als Therapeutin gern vorsichtig. Denn den einen hilft der Glaube an eine höhere Macht und eine gute Ordnung dabei, ihr Leben als sinnvoll zu empfinden. Und die anderen schleppen die Religion

eher wie eine Last mit sich herum. Die würde ich am liebsten überreden, den lieben Gott einfach einen guten Mann sein zu lassen.“ – „War es nicht Freud, der meinte, die Religion sei eine kollektive Zwangsneurose?“ , werfe ich ein. „Ich bin Verhaltenstherapeutin“, antwortet sie kurz und trocken. „Das mit der Allmacht“, fährt sie fort, „ist allerdings eine ganz vertrackte Sache. Ich meine, da sind die Menschen mit ihrem Wunsch, Gott ganz groß werden zu lassen, mächtig übers Ziel hinausgeschossen. Sie kennen vielleicht diese geniale rabbinische Frage?“ – „Ähm, Sie meinen: Kann Gott einen Stein erschaffen, der so groß ist, dass er ihn selbst nicht tragen kann?“ – „Genau. Damit kann man selbst hochgebildete Gläubige ins Straucheln bringen. Denn natürlich will man antworten: Ja, klar kann Gott einen solchen Stein erschaffen, sonst wäre er ja nicht allmächtig. Aber wo bleibt in der Folge seine Allmacht, wenn er den so geschaffenen Stein nicht tragen kann?“

„Gut“, sage ich, „Allmacht mal eben sprachlogisch erledigt. Aber warum denn überhaupt Macht, Überlegenheit, Oben und Unten?“ Sie hält kurz inne.

„Vielleicht, weil das unsere Natur ist. Ich meine, schon unsere tierischen Vorfahren mussten sich ducken, wenn stärkere Artgenossen ihre Überlegenheit zeigten. Mussten sich verstecken, wenn mächtige Feinde ihnen ans Leder wollten. Es geht immer um Stärke und Schwäche. Immer um Macht, um Hierarchien. Und so haben das auch die Menschen erlebt zu der Zeit, als die Religionen entstanden und göttlich-menschliche Hierarchien erfunden.“ – „Na toll“, kommentiere ich etwas genervt, „dann können wir ja endlich Theologie und Sozialdarwinismus miteinander versöhnen.“ Die Therapeutin bleibt ruhig und spielt den Ball zurück: „*Sie* sind der Theologe. Wie geht denn Ihre Wissenschaft mit diesen Fragen um?“

Ich gebe ihr einen kurzen Abriss über die theologischen Positionen. Versuche ihr zu zeigen, dass die vielen biblischen Machterweise und Aussagen über Gottes Größe überwiegend *nicht* aus einer Position der Überlegenheit aufgeschrieben worden sind. In den alten Texten der Hebräischen Bibel ist es ja

zunächst ein kleines, von vielen Seiten bedrängtes Volk, welches seinen Gott groß und stark sein lässt. Und überhaupt dient die biblische Rede von der Stärke Gottes nur selten der Legitimation irdischer Macht. Wenn das erste Credo der entstehenden Kirche Christus den Kyrios nennt, dann parodiert und verhöhnt es damit sogar den Kaiserkult. Eigentlich soll hier verkündigt werden: Es gibt Größeres und Wichtigeres als weltliche Machtansprüche, selbst dann, wenn sie mit religiösem Anspruch daherkommen.

„Aha“, sagt sie, jetzt beinahe schnippisch. „Hat man ja gerade vor ein paar Tagen wieder gesehen.“ – „Oh“, entgegne ich, „Sie meinen dieses Medienspektakel mit der Heiligsprechung zweier Päpste? Gut, das war schon ein bisschen skurril. Aber schauen Sie mal, dieser neue Papst, der schlägt ja auch ganz andere Töne an. Es gibt da auch so niedliche Szenen, wo er mit ...“ – „Mit Kindern? Lassen Sie sich bloß von derartigen Maskierungen nicht einfangen. Alles Demonstrationen von Macht!“ – „Nun ja, das sind ja aber auch die Katho...“ – „Ach, und bei Ihren Lutheranern sieht das völlig anders aus?“ – „... im Prinzip ... ja.“

Etwas kleinlaut geworden bemühe ich mich nun, von den Brüchen im Gottesbild zu erzählen. Von der Selbstverkleinerung des Allmächtigen in der Weihnachtstheologie. Vom geschundenen Antlitz Gottes im Leiden und Sterben Jesu Christi. Vom Verzicht auf jeglichen Machterweis am Kreuz. Alsdann von einigen Strömungen der Theologie des späteren 20. Jahrhunderts, die den Allmacht-Gedanken für nicht mehr haltbar erklären. Unter anderem, weil nach der Nazi Herrschaft, der Shoah und dem zerstörerischem Krieg die Freude an theologischer Glorie vergangen ist. Weil die Schwachen und Entrechteten nun stärker ins Blickfeld genommen werden. Und weil Gott jetzt endlich auch einmal als ein Ohnmächtiger inmitten der Machtlosen gedacht werden kann. Die Psychologin nickt nachdenklich, und ich sinniere weiter von mystischen Systemen, die Gott nicht in der Höhe, sondern in der Tiefe der Dinge suchen

oder im inneren Kern des Selbst. „Und Martin Buber finde ich sehr interessant“, sage ich, „da begegnet das Göttliche im ganz konkreten, menschlichen *Du*.“

„Und“, fragt meine Gesprächspartnerin mich nun, „hilft es Ihnen ein bisschen, wenn Sie Gott nicht nur groß und mächtig oben, sondern auch klein und schwächlich in sich selbst vermuten können?“ – „Nicht so ganz“, gestehe ich, denn in meiner Phantasie bleibt er der mich fordernde Allmächtige, und der ist viel zu groß für mein kleines Herz.“ – „Nun, das sind die alten Schemata“, sagt sie. „und die wirken wie Instinkte. Sie *fühlen* es noch nicht, aber wenigstens *wissen* Sie, dass alles auch ganz anders sein könnte.“

Und dann sprechen wir über das Wissen und wie wenig es uns oft nützt, diskutieren über Dummheit und Erkenntnis, über Mögliches und Unmögliches der Wissenschaft. Diskutieren die Idee einer Allwissenheit Gottes, die in ihren fatalen Wirkungen der Allmachts-Idee in nichts nachsteht. Ein Gott, der alles schon weiß, der in unseren Seelen lesen kann, das ist schon ein bisschen furchtbar. Der Dinge vorherweiß und vorherbestimmt. Der sogar weiß, wie manche glauben, wer zum Himmelreich berufen ist und wer in der Verdammnis landet. „Wissen ist Macht“, sagt die Therapeutin mit einem Lächeln. „Francis Bacon, um 1700“, ergänze ich, „ein Wegbereiter der Aufklärung.“

„Wissen macht Ihnen nicht ganz soviel Angst wie Macht?“, fragt sie mich ein wenig suggestiv. – „Nun“, sage ich, „es kommt schon darauf an. Ich bin froh darüber, dass ich wissenschaftliches Arbeiten gelernt habe. Dass ich den Impuls eines Francis Bacon oder eines Immanuel Kant – wenn auch in bescheidenem Maße – in mir spüre. Dass ich in Fragen der Religion zu einer eigenen Urteilskraft gelangen konnte. Mich nicht mehr beeindruckt lasse vom Bibelstechen der frommen Verführer und von den Bemächtigungsversuchen institutionell verbürgter Vereinbarungen.“

Sorgen mache ich mir aber schon, wenn ich über aktuelle gesellschaftliche Tendenzen in Richtung Allwissenheit nachdenke. Es ist ja toll, nicht bei jeder

kleinen Frage in die Bibliothek zu müssen, großartig, dass man in sekundenschnellem Zugriff schon sehr verlässliche Speichermedien abgreifen kann. Andererseits ist es schon beängstigend zu ahnen, wieviel meine Suchmaschine über mich weiß und wahrscheinlich nie wieder vergisst. – Und dann die Geheimdienste. Ich glaube kaum, dass noch irgendetwas in dieser Welt geheim bleiben kann. Meine Daten landen neuerdings in einer *Cloud*, einer Wolke. Das ist metaphorisch gesprochen schon ganz schön dicht dran an der himmlischen Festplatte der alten Christenheit.“

Die Psychologin richtet sich ein wenig auf in ihrem Sessel und schaut mir mit professionellem Ernst tief in die Augen. „Fühlen Sie sich manchmal verfolgt?“ – „Nein, ich beobachte nur. Zum Beispiel plaudere ich mit einem Freund aus Jugendtagen. Es ist einer, der in den achtziger Jahren anlässlich der Volkszählung noch schimpfend auf die Straße gegangen war. Heute offenbart er alles über sich und sein Leben in allen möglichen sozialen Netzwerken. Und wenn ich ihn frage, ob er keine Angst hat, sagt er: „Mir ist es egal, denn ich gehöre ja nicht zu denen, die etwas Ungesetzliches tun.“

Wir schweigen eine Weile. Das Sonnenlicht scheint jetzt noch heller in den Praxisraum hinein. Die Tulpen leuchten in freundlichem Rot. Die Therapeutin klappt ihren Notizblock zu und hebt noch einmal an: „Macht und Wissen. Göttliche Attribute. Kräfte, die die Welt beherrschen. Was könnte denn helfen gegen die Angst?“ Erst zucke ich mit den Achseln, dann versuche ich zu antworten. „Mut vielleicht. Mut zum Sein. Leicht gesagt, schwer getan. Und nicht immer reicht die Kraft. Aber manchmal bringt es mich voran. Mal beherzt angehen gegen Gewohnheiten im Denken, Fühlen, Glauben. Auch mal offen meckern, hadern, schimpfen mit einem Gott, den man so, wie man ihn erlernt hat, nicht mehr glauben mag.“ – „Sie könnten Ihren Allmachtsgott ja in die Wüste schicken“, schlägt die Psychologin vor. – Ich schüttele den Kopf. „Das ist nicht schlimm für ihn. Da kennt er sich aus. Aber ich muss an einen Satz über den Mut denken. Von Paul Tillich, einem Theologen, den ich sehr schätze. Der

geht so: *Der Mut zum Sein gründet in dem Gott, der erscheint, wenn Gott in der Angst des Zweifels untergegangen ist.*“

„Ganz schön“, sagt meine Gesprächspartnerin, „aber auch ganz schön abgehoben. Wissen Sie was? Sie haben mir besser gefallen, als Sie vorhin vom Gott inmitten der Dinge gesprochen haben, vom Gott im ganz konkreten, menschlichen Du.“ – „Ja“, sage ich, „ich glaube, da gibt es eine Spur. Und die ist gar nicht mal mystisch-versponnen, die ist bestens biblisch belegt und braucht nicht den Ballast des ganzen Systems. „Gott ist die Liebe“, sagt Johannes. Und eben nicht in dem Sinne, dass der Allmächtig-Allwissend-Himmlisch-Thronende irgendwie im Nebenamt auch noch die Liebe ist. Sondern genau da, vielleicht nur da, wo Liebe geschieht, in der Empfindung, in Blick und Geste und im Wohlklang des Trostes, da ist Gott. Diese Energie, die weder Macht noch Wissen braucht . Diese Kraft, die Angst in Mut verwandeln kann.“

Die Therapeutin schaut auf die Uhr, und ich merke, dass die Gesprächszeit wohl gleich zu Ende ist. „Eine letzte Frage hätte ich noch: Ich muss heute Abend eine Rede über Macht und Wissen halten. Denken Sie, dass es in Ordnung ist, wenn ich aus dieser Stunde erzähle. Ich meine, auch mit all diesen sehr persönlichen Dingen, mit denen ich mich ja auch sehr angreifbar, wenn nicht lächerlich mache.“ – „Haben Sie Mut“, antwortet sie, „vertrauen Sie nur. Und lassen Sie alle Dinge in der Liebe geschehen.“

Die Psychologin und ich, wir erheben uns aus den Sesseln. Die Stunde hat mir gut getan. Ich habe einiges für mich sortieren können. Und auch ein wenig Trost erfahren. Am allermeisten aber hat mich getröstet, als sie zum Abschied – für eine Sekunde nur – ihre Hand auf meine Schulter legte.